Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1908

257 (2.11.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 87

Visual Library

mals sah sich die Hilflose nach allen Seiten nach Helferinnen um, die Garderobenfrauen hatten aber jetzt alle Hände voll zu tun und die meisten Konzertbesucherinnen waren mit sich selbst reichlich beschäftigt. Schon wollte ich zuspringen, da nahte sich der Unglücklichen von der anderen Seite ein Herr, der auch das Leid mit angesehen. „Gnädigste, darf ich helfen?“ Halb verschämt, halb ärgerlich blickte die Hutnadelsammlerin zu dem Herrn auf, der, ohne eine Entgegnung abzuwarten, mit einem geschickten Griff Zeigefinger und Daumen in den Hut vergrub und mit diesen die Nadel glücklich zutage förderte. „Ach, ich danke wirklich, mein Herr!“ — „Bitte, bitte, Gnädigste, das war meine Berufspflicht!“ Mit diesen Worten verschwand der Hilfreiche, der einer der bekanntesten Berliner Operateure war.

Was die Einbildung vermag. Der bekannte englische Zoologe Ney Lancaster schilderte kürzlich in der Zeitschrift „English Mechanic“, wie Dr. Henning in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ berichtet, auf welch lustige Weise er den großen Charcot vor einigen dreißig Jahren vom Glauben an die Wirkung des Magneten auf den menschlichen Körper kuriert hat. Charcot führte damals in seinem Laboratorium ein weibliches Wesen vor, das in der seltsamsten Weise der magnetischen Beeinflussung unterlag. Die Patientin hielt einen Elektromagneten in der Hand und wurde jedesmal, wenn der Befehl zum Einschalten des elektrischen Stromes gegeben wurde, vollkommen gefühllos. Während sie z. B. vorher gegen Nadelstiche äußerst empfindlich war, konnte man ihr, sobald der Eisenstab in ihrer Hand magnetisiert worden war, Hautfalten mit Nadeln durchstechen, ohne daß sie das geringste davon spürte. Lancaster benutzte nun einen günstigen Augenblick, wo er allein im Laboratorium war, um, kurz vor einer derartigen öffentlichen Vorführung der Patientin, aus den stromliefernden Elementen alle Säure auszugießen, die er durch klares Wasser ersetzte. Obwohl nun also ein elektrischer Strom überhaupt nicht mehr zustande kommen konnte, gelang doch das Experiment genau wie sonst. Sobald Charcot mit lauter Stimme den Befehl gegeben hatte, den elektrischen Strom einzuschalten, wurde die Patientin unter der magnetischen Einwirkung völlig unästhetisch. Lancaster nahm nachher Veranlassung, dem ahnungslosen Charcot seinen Streich zu enthüllen und — Charcot wies ihm nicht die Tür, wie er fürchtete, sondern reichte ihm die Hand mit den Worten: „Sie haben mir eine Wohltat erwiesen, lieber junger Herr!“

Roosevelt als Redakteur. Der „Newyorker Outlook“, dessen zweiter Herausgeber Präsident Roosevelt nach seiner Rückkehr aus Afrika werden wird, ist die führende Wochenschrift in den Vereinigten Staaten. Der „Outlook“ ist immer das Lieblingsblatt Roosevelts gewesen, für das er mehrfach Beiträge geliefert hat; die Wochenschrift ist zwar kein Parteiorgan, hat aber die Rooseveltsche Politik energisch unterstützt und steht jetzt im Wahlkampfe auf seiten Tafts. Der „Outlook“ ist aus der ehemaligen „Christian Union“ entstanden, dem Blatte Henry Ward Beechers, und wird jetzt von dem Nachfolger des großen Predigers, Dr. Lyman Abbott, herausgegeben. Es wird jetzt aus Newyork berichtet, daß das Gehalt, das Roosevelt von dem „Outlook“ beziehen wird, 120 000 Mk. jährlich beträgt. Der jetzige Präsident ist kein reicher Mann und es kommt daher nicht unerwartet, daß er sich nach seiner Präsidentschaft nach einem solchen Posten umsieht. Für die aus ihrem Amte geschiedenen Präsidenten der Vereinigten Staaten gibt es bekanntlich keine Pension. Cleveland befaßte sich, wie erinnerlich, nach dem Ablaufe seiner Amtszeit mit Versicherungsarbeiten und befand sich bis zu seinem Tode in recht schlechten Verhältnissen. Bekanntlich unternimmt Präsident Roosevelt, ehe er in die Redaktion des „Outlook“ eintritt, eine große Reise nach Afrika, die ihn auf dem Rückwege auch über England führen wird. Die Kosten dieses Jagdausfluges sind mehr als genügend durch das Honorar für die Aufsätze gedeckt, die Roosevelt zu einem Preise, wie er selten einem Schriftsteller bezahlt wurde, für eine Zeitschrift zu schreiben gedenkt.

Ein Gondel-Diner für 100 000 Mark. In einem Artikel des Royal erzählt J. Shepstone von allerlei exzentrischen Festlichkeiten reicher Leute und beschreibt dabei auch ein „Gondel-Diner“, das in London stattfand. Eines Nachmittags um 4 Uhr kam ein Herr zu dem Direktor des Savoy-Hotels und sagte, er möchte am nächsten Abend einigen seiner Freunde ein kleines Essen geben; es müßte aber etwas ganz Außergewöhnliches, Originelles sein, ein Diner in einem Ballon oder so etwas. Der Direktor dachte eine Weile nach und schlug dann, nachdem er die Möglichkeit eines solchen Planes erwogen hatte, seinem Auftraggeber ein Gondel-Diner vor, bei dem die Speisenden in einer wirklichen Gondel bedient werden sollten, umgeben von einer ganz venetianischen Szenerie mit wirklichem Wasser und mit Schwänen, die sich auf den Wellen wiegten. Der Vorschlag wurde angenommen und das Diner für präzise acht Uhr abends am folgenden Tage angesetzt. Der große Hof des Savoy-Hotels wurde nun der Schauplatz einer fieberhaft erregten Tätigkeit. Ingenieure leiteten Wasser hinein und ließen die Flut bis zu einer Höhe von drei Fuß ansteigen. Eine Anzahl leichter Gondeln wurden hastig erbaut, die Kellner wurden in venezianische Nationalkostüme gesteckt und erhielten Unterricht in der Kunst, die leichten Schiffe zu steuern und dabei alle Eleganz des Servierens anzuwenden. Das Menu wies natürlich alle Finessen und Kostbarkeiten auf, die Küche und Keller spenden konnten. Um Mittag des nächsten Tages war der Hof in ein reizendes Stück Venedig verwandelt, wie herausgeschnitten aus dem großen Kanal und seiner Umgebung. Der bekannte blaue Himmel Italiens lachte in schönster Nachahmung von oben herab und geschickte Dekorationsmaler hatten ein blendendes Panorama entworfen, das alle Schönheiten der Königin an der Adria widerstrahlte. Bevor noch die Arbeiter mit der elektrischen Lichtanlage fertig waren, begannen die Blumendekorateure ihr Werk. Man hatte Nelken zum Schmuck ausersehen, nichts als Nelken; in allen Blumenläden wurden sie aufgekauft und stiegen bald im Preise, da man immer mehr brauchte. So wurden allein für die Blumen 1700 Mk. ausgegeben. Um acht Uhr abends erschien Mr. George Keßler, der das Diner bestellt hatte, mit seinen Freunden und sie dinierten in einer schwankenden Gondel unter einem Baldachin von Nelken. Alles klappte vorzüglich. Die Rechnung, die dem splendiden Gastgeber nachher überreicht wurde, belief sich auf 100 000 Mark.

Aus den Witzblättern.

„Jugend“.

Ein Moderner. „A propos, Baron, was macht denn eigentlich jetzt Ihr Sohn?“ — „Der fährt Luftschiff und dichtet dabei in Esperanto!“

*

Die Lehrerin erzählt den A-B-C-Schützen vom Sündenfall und diese sind sehr entrüstet, daß Adam und Eva, denen doch das ganze Paradies zur Verfügung stand, auch noch einen Apfel von dem einzigen verbotenen Baume haben wollten. Eine kleine Berlinerin macht ihrer Empörung mit den Worten Luft: „Ja, wenn's noch 'ne Apfelsine jewesen wäre!“

*

Klein Hansl hat ein Brüderchen bekommen, das von einer Amme namens Josefa gestillt wird. Hansl trifft seine Tante auf der Promenade. Auf ihre Frage, was das kleine Brüderchen mache, meint Hansl: „Manchmal schreit es, manchmal schläft es und manchmal trinkt's aus Josefa's Magen!“

*

Leutnant X. und Leutnant Y. von den Gardekürassieren begegnen Unter den Linden einem Offizier von den 13er Grenadieren. Leutnant X. grüßt nur sehr kurz und sagt, als sein Kamerad die Hand noch nicht sinken läßt, sehr ruhig: „Is jenug, war ja bloß Linie.“

*

Humor des Auslandes. Der Herr und die Gnädige sitzen bei Tisch. Es schellt. Das Mädchen geht öffnen. „Nun, wer ist da, Jule?“ — „Der Architekt. Er will die Pläne für den neuen Hut der gnädigen Frau vorlegen!“

*

Aus einer Gendarmerie-Anzeige. Anton Holzinger ist zwar noch nicht vorbestraft, kann aber immerhin als Individuum gelten.

*

Liebe Jugend! Jüngst führte ich die 4. Klasse in den „Zoologischen“, wowir auch die Flußpferde besuchten, die vor einigen Tagen ein Baby, das „Nilpferdbaby“, durch den Tod verloren. Der Fall wurde eingehend erörtert mit der nötigen Teilnahme für die im Wasser plätschernden Eltern. — Claire: „Nein, wie ich das finde, das Kind ist tot, und die Eltern gehen schwimmen!“

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 87. Karlsruhe, Montag den 2. November 1908. 28. Jahrgang.

Von der Kunststadt in die Wildnis.

(Schluß.)

Salzburg! Die alte Kaiserstadt liegt in einer unvergleichlich schönen Alpengegend. Wie hat es mich so sonderbar angemutet in dieser schönen Stadt mit den vielen Klöstern und Kirchen. Hier kann man erst recht die Macht der römischen Kirche ermessen, wenn man alles in der Wirklichkeit sieht. Als ich vor Mozarts Geburtshaus stand, in dem sich heute ein Kaufladen befindet, dachte ich an die Qualen, die diesem genialen Menschen von dem damaligen hochmütigen Kirchenfürsten bereitet worden sind; wie dieser seine Macht dazu mißbrauchte, ein Genie zu demütigen, von dem die Welt so ungemein Vieles und Schönes empfangen hat. Um 12 Uhr mittags und abends 6 Uhr spielt das einzig in dieser Art konstruierte Glockenspiel jeweils drei Mozartsche Melodien. Das berühmte Orgelspiel, von einem Benediktinermönch erfunden und konstruiert, spielt anschließend weithin vernehmbare Weisen. Das ist der Salzburger Stier. Die Zellen des uralten Benediktinerstiftes St. Peter sind im Felsen ausgemeißelt und gleichen mit den kleinen Lichtlöchern eher einer Kriegsfestung als einem Kloster. Der Stiftskeller, in welchem heute ein Weinrestaurant eingerichtet ist, ist vollständig in die Felsen eingebohrt. Als Merkmal mag noch bezeichnet werden die sechs Steinkreuze, von denen eines abgebrochen ist, auf dem Friedhof St. Peter; da ruhen die sechs Frauen, die ein Mann totgekitzelt hat.

Von der Jugendzeit her sind mir die freundlichen und fröhlichen Salzburger bekannt. In dem Gasthaus zur „Tabakspfeife“, wo ich, einer Einladung folgend, der Versammlung der dortigen Parteigenossen anwohnte, machte man die erfreuliche Mitteilung, daß gerade in den einsamen Gebirgsdörfern und auf dem platten Lande die Ideen des Sozialismus fester Fuß gefaßt haben als in den Städten. Das muß man von so einem kerngesunden Volk auch erwarten!

Der Schnellzug raste dem Herz der Hochalpen entgegen. Erst als die schneebedeckten Bergriesen mit majestätischer Erhabenheit auf mich armseligen Menschenwurm herabschauten, verschwand aller Großstadtprunk, alles, was man für kunstvoll und erhaben hält, im Staub. Vor den Blicken liegt das herrliche Wildbad Gastein. Hier hat sich die internationale Geldaristokratie zusammengefunden zu ihrem Stelldichein. Die Pensionspreise sind äußerst hoch, die Hotels in großem Stil gebaut; das Hotel Weißmayr mit seinen zehn Stockwerken gleicht einem amerikanischen Wolkenkratzer. Der Wasserfall mitten im Ort mit seiner gigantischen Schönheit erreicht eine Höhe von über hundert Meter. Das Kaiser-Wilhelm-Monument, nach Bad Bruck zu, erzählt den Fremden, wie oft der erste Hohenzollern-Kaiser in dem Wildbad geweilt hat.

Aber fort, weit ab von dem geschmückten und gezierten Trubel des modernen Bades, wollte ich, um allein zu sein mit der Mutter Natur. Ein schöner schattiger Promenadeweg führt nach dem Dörfchen Böckstein. Die neue Eisenbahnstrecke, die voraussichtlich im nächsten Jahr dem Verkehr übergeben werden wird und eine direkte Verbindung zwischen Salzburg und Triest herstellt, verschwindet in dem Berg, um in Mellnitz (Kärnten) wieder ans Tageslicht zu kommen.

Und nun hinauf auf die Tauern! Ein steiler steiniger Weg führt durchs Naßfeld in die Viehalmen. Die Gasteiner Ache, ein gefährlicher Wildbach, hat eine tiefe Furche durchs Tal gezogen. Wie viele Jahre mag das Bächlein wohl schon gegraben haben, bis es diese, stellenweise geradezu fürchterliche Tiefe, ausgespült hat? Die Naßfelder Wasserfälle, diese großartigen Schauspiele der Natur, dürften einzig dastehen. Etwa 25 Fälle, die teilweise eine Höhe von 200 bis 300 Meter erreichen, dienen zur ständigen Bewunderung. Immer etwas Neues, Großartigeres, Schönes. Man kann es kaum recht fassen, wenn man von der Stadt in diese wilde Alpengegend kommt. Alles ist im großen, majestätischen Sinn geformt. Und wahrhaftig: „Die Natur ist keine Stümperin“! Nur langsam ging der Aufstieg; ich kam aus der Bewunderung und dem Staunen nicht mehr heraus. Vom Ortbergfelsen (2369 Meter) ist eine Schneelawine ins Tal gestürzt und hat die tiefsten Schluchten dem Berge gleichgemacht. In vielen Windungen hat der Bach in dem kalten Element sich den Weg gebahnt und kommt mit lautem Plätschern aus dem eisigen Grab hervor. Weiter oben kommt das Charakteristische der Naßfelder Wasserfälle. Das Flußbett macht eine scharfe Kurve und das Wasser schießt in einem Gefälle von mindestens 30 Meter auf den gegenüberliegenden Felsen, von wo es mit furchtbarer Wucht in die Höhe geschleudert wird. Mit kreischendem Getöse schlagen die Wassern gegeneinander und stürzen als wilchweiße Gischt in die gähnende Tiefe. In der Mulde zwischen dem Bockhart, dem Ortbergfelsen und dem Silberpfennig (2597 Meter) liegt der kleine Bockhardtsee, der von diesen Gletschern seinen Wasserzufluß erhält. Der Abfluß des Bockhartsees ist der Schleierfall. Das Wasser schießt in einer Höhe von 300 Metern über eine senkrechte, kahle Felsenwand und breitet sich gleich einem riesigen Schleier weit aus, als wollte er die kahle Blöße des Felsens zudecken. Es scheint, als fielen ungeheure Staubmassen in die Tiefe, die in einem eigentümlichen Sausen an unser Ohr schlagen.

Weltvergessen, überwältigt von den Wundern der Natur, stieg ich langsam den Berg hinauf. In zwei niedrigen Wägelchen lassen die Fremden sich zur Valeriahütte führen, nicht um des Naturgenusses allein, sondern um dort zu kneipen. Die Alkoholkultur ist bis in die entferntesten Orte der Alpen verpflanzt worden. Auf dem grünen Rasen sind Teppiche ausgebreitet, wo sich die Gasteiner Kurgäste von den „Strapazen“ des Badelebens erholen können. „Man“ hat schon genug geleistet, wenn man sich bis an den Fuß der Tauern fahren ließ . . . . . Diese armen Menschenkinder haben keine Empfindung mehr für solche Schätze der Natur. Die Jagd nach Vergnügen und Geld ertötet alle anderen Regungen.

In den Almen ist noch Natürlichkeit, alles ist echt! Von ferne erklingen die Glocken der Rinder, Schafe und Ziegen. Mit großen Augen schauen sie den bepackten „Kulturmenschen“ an, als wollten sie sagen, du einfältiger Narr, was ladest du dir denn so vieles unnötiges Zeug auf den Rücken. Nimm an uns ein Beispiel, wie wir ohne alles so froh sind. Droben jauchzt der Hirtenknabe dem Fremdling entgegen. Aus dem rotbackigen Gesicht funkeln zwei feurige, freundliche Augen, und ein treuherziges „Grüeß Gott“ schallt mir entgegen. Glücklicher Knabe, der du die Plagen unserer Kultur und die boshaften Menschen noch nicht kennst! Und wie ganz anders wurde ich da von den einfachen Hirten empfangen, als in den stinkenden Stadtkneipen. Freiheit die ich meine, hier habe ich dich endlich gefunden, hier wohnen wirklich noch glückliche Menschen. — — —

Aus dem Schoße der Erde entspringt ein silberklarer Quell und mit wahrem Wohlbehagen schlürfe ich das reine, köstliche Naß ein. Welche Labung, welch ein Genuß! Ich beneide euch nicht um euer Münchener Bier, nicht um die schäumenden Weine. Mir quillt aus jedem Bächlein ein besserer Trunk und erfrischende Labung! Leise durchzittert die helle Knabenstimme die Alpenluft. Welches Selbstbewußtsein sprach aus dem barfüßigen Buben, als er den zweiten Vers sang von „Des Knaben Berglied“:

„Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink ihn frisch vom Stein heraus,
Er braust vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang ihn mit den Armen auf!

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Wer wollte die Hirten nicht beneiden um ihre Zufriedenheit? Wer wünscht sich nicht solch stilles Glück?

Noch hörte ich den lustigen Jodler in gedämpften Tönen, als ich den Gipfel des Tauern erreicht hatte. Jetzt, hoch oben auf luftiger Höhe, weit über dem hastenden, jagenden Großstadt- und Menschentrubel, mit der Natur allein als freier Mensch, entringt meiner Brust der erste Aufschrei. Was ist München, Salzburg, Bad Gastein und alle die Orte, wie sie auch heißen mögen, mit all ihrer Kunst und Kultur? Nichts im Vergleich mit den Wunderwerken der Alpen und den glücklichen Viehhirten.

Wie konnte ich mich nur so vergessen. Die Julisonne verschwand bereits im Westen, als der Hirtenbub mit seinen Jodlern immer noch mich neckte. Der Abstieg von einem Berg von 2500 Meter Höhe ist keine Spielerei. Aber ich mußte noch hinunter ins Tal. Und das Jauchzen des Hirtenbuben gellte gleich einem Hohngelächter hinter mir her in den Ohren, bis ich in später Abendstunde erschöpft aufs Lager hinsank und von Freiheit und wahrem Menschentum träumte, bis die Morgensonne mit lachendem Blick den Langschläfer von seinen eingebildeten Illusionen wieder erweckte.

An der Elbe.

Da, wo sie ins Meer fließt, breit, majestätisch, selbstverständlich. Alles Große ist selbstverständlich. Da sitze ich nun am Wasser, eine Landratte, zwar nicht an meines Nichts durchbohrendem Gefühle, aber doch ähnlich. Wir da oben in den Wäldern der südwestdeutschen Ecke denken so ein bißchen verächtlich von denen an der Wasserkante und finden, wir Wilden seien doch bessere Menschen. Wie alle Wilden. Hamburg, Elbe, nun ja, ganz hübsch, enorme Arbeitskräfte, große Partei, Hochburg der Sozialdemokratie, Alsterbassin, Hafen und heißer Grog, viel heißer Grog. Das sind so unsere Vorstellungen. Sie lassen etwas zu wünschen übrig, diese Vorstellungen. Vor allem wissen die Landratten nicht, was das Meer ist, das „länderumspülende", wie es der alte Homer so groß nennt. Wir essen zwar die Orangen, trinken den Tee, tragen unsere Baumwollkleidung mit selbstverständlichem Behagen. Daß das Meer sie uns gebracht, daran denken wir nicht. Bei uns hört die Welt immer auf, da wo der Boden aufhört. Wir haben zwar bestimmte Vorstellungen vom Wasser, vom Meer und vom Schiffsverkehr und wenn uns jemand fragt, ob wir nun auch wissen, was ein großer Handelsdampfer ist, dann werden wir fast grob. Aber alle unsere Vorstellungen sind ganz kindisch klein und unbeholfen. Auch Statistiken helfen uns da nicht. Es gibt uns kein Bild, wenn wir in Büchern lesen, Hamburg hat im letzten Jahre 30 000 Auswanderer befördert, es sind so und so viel Millionen Tonnen Schiffsgut versandt worden usw. usw.

Aber hier von meinem kleinen Zimmer am Elbstrand aus kann ich das schon sehen.

Ein schmaler Streifen Land, dem breiten Strom abgerungen, darauf eine Reihe niederer, strohgedeckter sauberer Häuschen, mit winzigen Gärtchen, ein paar Bettücher groß, davor. Und draußen die Elbe, eher schon ein Meerarm als ein Fluß. Die Fluten leuchten in der Herbstsonne und das jenseitige Ufer verbirgt ein silberner Nebeldunst. Es ist gerade Flut. Denn der große Herzschlag des Meeres treibt die Wellen der Salzflut bis hier herauf und was wir atmen, das ist schon von der herben, kräftigen Seebrise durchwehte Luft.

Und draußen auf dem breiten Strom zieht es nun auf und ab. Stolz und langsam gleiten die schwarzen „Ewer" mit ihren dunkelbraunen Segeln hinab, dem Meere zu. Es pressiert ihnen nicht. Sie haben noch die langsame, selbstbewußte Art aus der „guten alten Zeit". Es sind die Fischerkutter von vorgestern. Sie wissen, ihre Stunde hat geschlagen, bald werden sie nicht mehr sein. Nicht der Sturm hat so furchtbar unter ihnen aufgeräumt, sondern die — Konkurrenz. Zwar liegen unzählige dieser schönen dunkeln Segler draußen auf dem Grund der Nordsee und zahllose Mütter, Witwen und Waisen drüben in Finkenwerder trauern um Söhne, Männer und Väter. Aber der gefährlichere Feind ist hier. Da kommt schon einer. Ein Fischdampfer. Der Wind ist ihm zu langsam. Er machts mit Schrauben und Maschinen. Flott und frech schießt er daher, brüllt mit seiner Dampfsirene stolz und siegesbewußt und läßt im Nu den still dahinziehenden Segler hinter sich. Der Kampf ums Dasein wird von den Nordseefischern — wie viele Helden des Alltags sind darunter! — nach zwei Fronten geführt: gegen die Natur und gegen die Menschen, gegen die Elemente und gegen das Kapital. Das zähe, still bohrende, nach Raubtierart still schleichende Gold hat sich als noch stärker erwiesen als der jauchzende, nach Menschenopfern verlangende Nordseesturm, der „blanke Hans". Jawohl, der Fischdampfer hat nicht nur vierfache Schnelligkeit des Segelboots, und seine Rippen vertragen schon sehr viel mehr Wellengusses, als die kleinen Segler, er hat auch riesenhafte Netze und vor allem Eisräume, da hält er die Beute wochenlang frisch und braucht sich nicht nach Hause zu eilen, damit der Fang nicht verderbe. Und es ist gut so. Das Vollkommene und Starke muß das Unzulängliche überwinden. Aber die Menschen, die Menschen sollen dabei nicht zugrunde gehen. Das Kapital ist der Menschen wegen da und nicht der Mensch des Kapitals wegen. „Auf daß wir Herr werden des verfluchten Mammons". — Das ist doch die Losung.

Ein majestätischer Fünfmaster weckt mich aus meinen Gedanken. Ein Riesensegler, ein Ozeanhaus mit einem stolzen Schmuck von Mastwerk und Takelage. Noch hat er seine Flügel nicht ausgespannt. Wie überwältigend muß er dann erst aussehen! Und doch elegant! Mein Wirt, ein alter Seebär, erklärt mir gleichgiltig und überlegen: „Geht nach Südamerika, holt Gummi und dann nach Kalifornien für Holz und Früchte. Ist neun Monate unterwegs. Mein Jüngster ist dritter Steuermann drauf." Dann geht er in das untere Erdgeschoß in die Küche und holt die Mutter. „Gustav fährt nu eben vorbei". Und die beiden stehen eine Weile und sehen dem Fünfmaster nach. Gut und still. Eine Flottille von kleinen Schleppdampfern mit großen modernen Lastschiffen kommt nun den Fluß herauf. Klein genug! Tut aber ungeheuer wichtig. Es sieht direkt komisch aus, die kleinen, pfauchenden und sich mühenden Dampfbarkassen mit ihren schweren Lasten am Schleppseil. Ameisen im Walde, die sich mit einem großen Stück Holz abmühen, sehen ähnlich aus. Was schleppen sie nur? „O allerhand", meint mein Orakel mit der Stummelpfeife in der linken Ecke des breitgeschnittenen Mundes. „Meist Stockfische, aber auch mal Hölzer, so zum Gerben, so Quebracho oder so was".

Es wird Abend. Ganz drüben im Osten liegt Hamburg, liegt der Hafen. Ein Mastenwald, der den Himmel verdunkelt, kündigt ihn an. Ein Donnern und Dröhnen tönt von der großen neuen Vulkanwerft herüber, deren gigantische Eisenbrücke sich vom lichtgeröteten Horizont abhebt. Da schmieden die mächtigen Fäuste des Riesen Proletariat die schwimmenden Paläste, die sicheren Häuser des Meeres zusammen. Dort liegen in den Häfen, dem India-, dem Amerika-, dem Afrikahafen die Reichtümer der Erde. Dort werden den drei- und vierschornsteinigen Ungeheuern der See eisenbahnwagenweise ihre Nahrung, die schwarzen Diamanten, in die gefräßigen Rachen geworfen. Dort arbeiten in Teerjacken, in ölbeschmierten Kleidern, halbnackt an Feuerkesseln, unter schweren Lasten sich beugend an den kolossalen Daimauern Zehntausende von Menschen. Ein brausendes Leben erfüllt alles, aber wie ein gewaltiger Notschrei übertönt eine in ihrer Tausendstimmigkeit doch stumme Anklage die große Sinfonie der Arbeit. Nein, alle diese Zehntausenden leiden unter dieser markverzehrenden, gehirnhöhlenden, zu langen Arbeit und viele Tausende strecken vergebens die Hände noch nach dieser Qual aus.

„Ja, es ist sehr flau, nischt los, kein bischchen!" meint mein alter Wirt. „Es kriselt." —

Die Sonne ist untergegangen. Die tausende irdischen Signallichter und Bogenlampen machen dem Himmel mit seinen ewigen Sternenlichtern erfolgreich Konkurrenz. Die alten knorrigen Weidenstümpfe mit ihren vom Nordost zerzausten Köpfen sehen in der Dunkelheit gespenstisch aus. Heiser schreien einige Möven und dann wird es ganz still. An der Wand tickt eine Uhr. Eine Erinnerung an den Schwarzwald. Der Alte will sich eine neue Pfeife stopfen. Da hört man Musik, rauschende Musik.

„Ach so, hatte ich fast vergessen, der „Deutschland" kommt ja heute Abend", meinte mein Hauswirt.

Wir traten hinaus in das kleine Gärtchen. Wie ein strahlender Palast, in tausend Sternen blitzend, mit Lichtergirlanden über und über behängt, kam die „Deutschland", eines der Wunderschiffe der Amerikalinie den im Dunkel matt leuchtenden Strom herauf. Ein überwältigender Anblick. Wie ein Märchen aus einer anderen Welt; wie ein in einer Lichterglorie getauchtes Zauberschiff; wie ein strahlendes, auf den Fluten selbstbewußt in seiner Pracht daherziehendes Meerwunder zog die von Amerika zurückgekehrte „Deutschland" vorbei.

„Ja, ja," meinte mein Sachverständiger, „hübsches Schiff, was? Hat 12 Millionen Mark gekostet. Ganz schönes Stückchen Geld."

Ich bin dann noch in der kühlen Brise auf dem Strand zwischen den alten Weidenbäumen herumgestiefelt und habe mir so meine Gedanken über die Landratten gemacht.

A. F.

Etwas über Einheizen.

Wenn wir in unserer, von einem modernen Dauerbrandofen durchheizten Stube sitzen, schreibt Hans Winter im „Wissen für Alle", da denken wir selten daran, auf welche primitive Weise unsere Vorfahren darangingen, um ihre Wohnstätten zu erwärmen und welch langer Zeit es bedurfte, um in der Entwicklung der Feuerstellen zu unsern heutigen Oefen zu gelangen. Die älteste Heizmethode, wie, auf Grund gemachter Ausgrabungen zu urteilen, zur Zeit der Pfahlbauer üblich war, ist selbstverständlich der offene Feuerherd, der ursprünglich bloß aus einer in den Fußboden eingelassenen Steinplatte, auf welche das Brennmaterial aufgeschichtet und angezündet wurde, bestand. Irgendwelche Vorsorgen für den Rauchabzug waren damals nicht vorhanden. Schornsteine waren bis zum Anfange des Mittelalters unbekannt. Man begnügte sich allgemein mit einem runden Loche im Dache, um den Rauchgasen den Weg ins Freie zu verschaffen. Die wohlhabenden Römer benützten daher zur Zimmerheizung mit Vorliebe eigens dazu präpariertes Holz, welches beim Verbrennen nur wenig Rauch entwickelte. Einen Schritt nach vorwärts in unserer Stubenheizung bedeutete der Uebergang von der ganz offenen auf die halb offene Feuerstelle, dem Kamine. Die ersten Kamine waren höchst einfacher Natur und man darf bei ihnen durchaus nicht an die technisch bereits sehr verbesserten und künstlerisch ausgeschmückten Kamine des 16. bis 18. Jahrhunderts denken. Die ersten Kamine bestanden bloß aus einer Nische, welche die Feuerstelle bildete. Ueber derselben wurde an der Wand ein trichterförmiges Dach angebracht, unter welchem eine ganze Familie Platz nehmen und sich der aufgefangenen Wärme erfreuen konnte. Die Erfinder dieser Kamine waren die praktischen Engländer, von denen die Franzosen diese Heizmethode bald übernahmen. Auch bei der halboffenen Feuerstelle (Kamin) kommt die strahlende Wärme nur mit etwa 10 bis 15 Prozent zur Ausnützung und erst mit der Einführung der ganz geschlossenen Feuerstelle, wie sie die verschiedensten heutigen bei uns gebräuchlichen Ofensysteme alle besitzen, begann man die durch die Verbrennung des Heizmaterials erzeugte Wärme wirklich rationell zu verwerten. Schon im 16. Jahrhundert treffen wir in Deutschland tönerne Oefen an, welche mit Rücksicht auf ihre gute Wirksamkeit Sparöfen hießen. Die Fortschritte in der Industrie des Eisens beschert uns mit den eisernen Oefen. Würde der eiserne Ofen, der ungefähr ein 33 mal so großes Wärmeleitungsvermögen wie der Ton- oder Kachelofen besitzt, nicht seine Wärme um ebensoviel schneller wieder abgeben als der letztere, so wäre er zweifellos das idealste Beheizungsmittel. Nicht uninteressant ist es, einen Blick auf die Heizmaterialien zu werfen. Das ursprünglichste davon ist zweifellos das Holz; doch ist es während des geschichtlichen Altertums schon nicht mehr der einzige Brennstoff gewesen. Die Chinesen, bekanntlich eines der ältesten Kulturvölker der Erde, heizten schon viele Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung mit Steinkohle. In Europa hat der Steinkohlengebrauch erst im neunten Jahrhundert durch die Engländer Wurzel gefaßt. Unsere anermodernsten Heizmittel, Petroleum, Gas, Spiritus, Elektrizität und dergleichen haben in der Konstruktion der Oefen zwar eine völlige Revolution hervorgerufen, dürften aber Holz, Kohle und Koks noch lange nicht verdrängen.

Aus allen Gebieten.

Tierkunde.

1. **Die Sumpfschildkröte, ein Raubtier.** Unsere heimische Schildkröte, die einzige ihrer Art in Deutschland, ist ein ausgesprochener Liebling der Aquarien- und Terrarienbesitzer und gilt im allgemeinen als ein ruhiges, geduldiges und sanftmütiges Geschöpf. So meinen wenigstens Leute, die eine Schildkröte gezähmt haben, daß sie auf den Ruf „Hans" oder „Alse" auf dem Futterplatz erscheint und ohne Scheu die ihr dargebotene Nahrung aus der Hand frißt. Die Naturforscher jedoch, welche die Sumpfschildkröte in Terrarien die der Natur nachgebildet sind und den Tieren größeren Spielraum gewähren, beobachtet haben, berichten über andere Charakterzüge des anscheinend trägen Geschöpfes. Demnach ist die Schildkröte ein ausgesprochenes Raubtier und wagt sich nicht allein an Regenwürmer und Schnecken, sondern auch an Fische und Frösche heran. So beobachtete Margrave an gefangenen Schildkröten, daß sie arglos an ihnen vorbeischwimmenden Fischen Bisse in den Unterleib versetzen, die ermüdeten Opfer ins Wasser ziehen und sie bis auf die Gräten verzehren. Oft wird dabei die Schwimmblase des Fisches abgebissen, so daß sie in die Höhe steigt. Findet man daher derartige frei umherschwimmende Blasen auf der Oberfläche des Teiches, so kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß in dem Wasser Schildkröten vorhanden sind. Adolf Franke hatte oft Gelegenheit, in seinem Terrarium zu beobachten, wie ein Frosch, der auf Beute lauernd auf dem Wasser ausgestreckt lag, plötzlich an einem Hinterbeine von einer Schildkröte gepackt und trotz aller Befreiungsversuche verzehrt wurde. Es ist ein Bild seltener Grausamkeit, das sich dabei den Augen des Beobachters bietet, da die Schildkröten mit ihren Krallen das Fleisch stückweise von dem Körper ihres Opfers loslösen.

Allerlei.

O diese Hutnadeln! Im „Berliner Tageblatt" plaudert ein Mitarbeiter in lustiger Weise über die Schrecken, die mit den modernen Riesenhüten der Damen über uns gekommen sind. Die Hüte selber, meint er, sind nicht das schlimmste. Sie hindern zwar den Verkehr auf der Straße und in den Theatern, aber weit gefährlicher als diese Ungetüme sind die Hutnadeln, mit denen sie an den Köpfen der Damen befestigt werden. Natürlich hat es immer Hutnadeln gegeben und stets gab es unvorsichtige Damen, die sie so in den Hut steckten, daß jeder, der neben ihnen zu sitzen, stehen oder gehen kam, um seine Augen bangen mußte. Indessen ist nun diese Gefahr mit den Riesenhüten noch gewachsen. Bedurften die Damen bis jetzt einer einzigen Nadel, um ihre Hüte am Kopf zu befestigen, so brauchen sie nun dazu drei, vier und noch mehr Nadeln und konnte man sich ehedem vor der einen Nadel seiner Nachbarin in der Elektrischen in acht nehmen, sobald man ihre Spitze entdeckt hatte, so ist das bei den vielen Nadeln geradezu unmöglich, da die Nadelspitzen an allen Seiten des Kopfes hervordringen. Wie auch die Damen ihren Kopf drehen und wenden, immer bieten sie uns die Spitze. Aber nicht nur für andere, für die Damen selbst ist diese Fülle der Hutnadeln zuweilen mit Qualen verknüpft.

Dieser Tage beobachtete ich in der Garderobe eines Konzertsaales eine komische Szene. Kam da eine Konzertbesucherin in höchster Eile hereingerauscht und begann sich zu „entwickeln". Vor dem Spiegel löste sie aus ihrer Riesenkopfbedeckung Nadel auf Nadel. Schon lag eine recht ansehnliche Sammlung auf der Spiegelkonsole, fünf oder sechs Nadeln; sie mochten wohl ein Kilogramm wiegen. Aber noch immer löste sich nicht das Hutungetüm vom Haupte seiner Besitzerin; immer noch wühlten die kleinen Hände im Hut herum zwischen den Blumen und Fältchen und Schleifen, wo sich eine der Nadeln verkrochen hatte und die Entschlüpfte nicht zu fassen war. Immer näher rückte der Beginn des Konzerts, immer nervöser wühlten die Händchen im Federn- und Blumengewirr. Mehr-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg